

ULRIKE SCHIMMING

**GLAUBE  
LIEBE  
STIGMATA**

ROMAN

Die Handlungen und die Dialoge der Figuren, die zum Teil real existiert haben, sind fiktiv und frei erfunden.

Copyright © 2017 Ulrike Schimming  
Klaus-Groth-Str. 25 a, 20535 Hamburg

Covergestaltung: Ingeborg Helzle, eBookerei, Köln  
Redaktion: Petra Wiechmann, Hamburg

E-Mail: [ulrike.m.schimming@letterata.de](mailto:ulrike.m.schimming@letterata.de)

Web: <http://ulrikeschimming.de>

Facebook: [www.facebook.com/ulrike.schimming](http://www.facebook.com/ulrike.schimming)

Instagram: <https://www.instagram.com/letteraturen/>

Twitter: <https://twitter.com/ulrikeschimming>

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin.

*Der Mensch überschreitet die Schwelle zum Heiligen, er wird ein Heiliger, wenn er den ewigen Ruf hört, der alles entscheidet.*

*Durch diesen Ruf wird er von einer letzten Wirklichkeit eingeholt, angerührt; er vernimmt seinen Namen [...] und ist damit von der Transzendenz gezeichnet. Dieser Ruf, wenn auch geschwächt, oft wie verschüttet, bleibt in ihm lebendig.*

*Der transzendente Ruf leitet eine innere Entwicklung ein, die durch keine Rückschläge und Zweifel völlig zunichte gemacht werden kann.*

*Ein neuer inwendiger Mensch kristallisiert sich heraus, welcher – mittelbar – den äußeren Menschen verändert und bis in seine Entschlüsse, seine Physiognomie hinein prägt.*

*Hans Jürgen Baden, »Das Heilige und der Heilige«*

*Die Heiligen sind weder Übermenschen noch vollkommen.*

*Als sie die Liebe Gottes erkannt haben,  
sind sie ihm mit ganzem Herzen nachgefolgt.*

*Papst Franziskus auf Twitter am 5. Juni 2016*

## PROLOG

Zwei Mönche des Kapuzinerklosters entkleideten die Leiche ihres Bruders. Vorsichtig lösten sie die Sandalen von den Füßen, streiften die Strümpfe ab. Sie zogen die fingerlosen Handschuhe von den Händen, entfernten die Kutte vom Körper des alten Mannes. Die Augen des Toten waren geschlossen. Den grauen Bart hatte er in den vergangenen Tagen nicht mehr gestutzt. Der Mund stand leicht offen.

Um die Bahre drängten sich acht weitere Mönche. Jeder wollte einen Blick auf ihn erhaschen, im besten Fall noch einmal seine Hände küssen. Die gemarterten Hände, die durchbohrten Hände. Die Hände, die seit fünfzig Jahren die Wundmale Christi trugen. Ebenso wie die Füße, durchbohrt seit einem halben Jahrhundert. Schmerzen ein halbes Jahrhundert lang. Schmerzen bei jedem Schritt, bei jeder Handreichung. Die Brüder hatten es genau gesehen, all die Jahre. Dennoch hatte der Padre bis gestern die Messe gelesen.

Am späten Abend des Vortages schleppte er sich, von zwei Brüdern gestützt, zum Altar. Seine Stimme konnte man kaum noch hören, seine Worte waren nicht mehr verständlich. Aber er zelebrierte die Messe bis zum Ende. Die Kirche war voller Menschen, die Luft stickig. Abschiedsstimmung erfüllte den Kirchenraum. Nach einer knappen Stunde geleiteten die Brüder den erschöpften Padre wieder in seine Zelle, damit er sich ausruhte.

Wenige Stunden später stöhnte er in seinem Sessel ein letztes Mal auf. Um halb drei Uhr nachts endete sein Leben, endete sein Leiden. Fünf Monate nach dem Tod seiner Seelenverwandten und Glaubenstochter Mary folgte er der Geliebten. In das Reich Gottes.

Der Abt trat an den Toten heran. Er segnete den Leichnam. Mit gerunzelter Stirn betrachtete er den Körper.

Ein Raunen ging durch den Raum.

»Seht doch.«

»Heilige Maria, Muttergottes.«

»Ein Wunder! Ein Wunder ist geschehen!«

Dort, wo die Wundmale Christi in den vergangenen Jahrzehnten gewesen waren, schimmerte glatte, unversehrte Haut. Hände und Füße des Padre, der dem Konvent so viel Aufmerksamkeit und Wohlstand beschert hatte, waren heil.

Die Stigmata des Padre Pio von Pietrelcina waren verschwunden.

## KAPITEL I

Das Schaf blökte heiser und warf den Kopf nach hinten. Seit dem Morgen ging das schon so, seit Francesco die fünf Tiere zu seiner Lieblingsstelle getrieben hatte. Zwischen den Olivenbäumen, am Ende des holprig gepflasterten Weges, der an dem kleinen Bach endete. Das Schaf würde heute ein Lämmchen gebären. Es bewegte den breiten Schwanz unruhig hin und her. Laticaudas gaben fette Milch, aus der sie zu Hause Käse herstellten. Papà war stolz auf seine Tiere. Jeden Morgen schärfte er Francesco ein, dass er gut auf sie aufpassen sollte. Auf Schafe lauerten überall Gefahren, Gräben, in die sie fallen und sich die Beine brechen konnten, Dornmyrte oder Aronstab, deren glänzende rote Beeren weithin leuchteten, aber giftig waren. Auch Wölfe hatte Papà nachts schon in der Gegend gesehen. Francesco musste gut aufpassen, wenn er die Schafe so früh auf die Weide trieb. Die Wölfe konnten auch im Morgengrauen noch zuschlagen. Er entdeckte jedoch nur ein Rotkehlchen, eine Mönchsgrasmücke, zwei Blaumeisen und hörte einen Buntspecht schlagen. Auf den Steinen der Trockenmauern ruhten ein paar Eidechsen.

Das Schaf blökte lauter und drehte sich langsam auf der Stelle. Die anderen Tiere grasten unter den knorrigen Olivenbäumen. Ein weiteres Tier war trächtig, aber sein Bauch war noch nicht dick genug. Es würde vermutlich in der nächsten Woche sein Junges zur Welt bringen. In diesem Frühjahr würden sie also zwei Lämmer mehr in der Herde haben und genügend Milch. Wenn Papà sie nicht verkaufte oder an Ostern eines schlachtete. Im vergangenen Jahr hatte er die Lämmer, da waren es sogar vier gewesen, verkauft und den Käse auch. Francesco trat zu dem blökenden Schaf. Es hatte den Schwanz leicht gehoben, die Fruchtblase wölbte sich schon heraus. Er erkannte zwei winzige Hufe. Papà hatte ihm eingebläut, gebärende Mutterschafe nicht anzurühren, solange alles seinen geregelten Gang ging. Die Tiere hatten von alters her ihre Jungen allein zur Welt gebracht, und so würde dieses Schaf es auch tun. Die Vorderläufe kamen immer zuerst heraus, die Hinterläufe zum Schluss. Lief die Geburt so ab, war alles in Ordnung. Selbst wenn das Lamm etwas länger aus dem Mutterschaf heraushing. War aber der Kopf zur Seite gebogen, musste man eingreifen und ihn mit der Hand gerade drehen. Papà hatte das schon einmal machen müssen. Das Mutterschaf hatte so laut geblökt, als würde die Welt untergehen. Aber er hatte beide gerettet, das Lamm und die Mutter.

Die kleinen Hufe schoben sich immer weiter aus dem Schaf. Es blökte lauter, immer heiserer. Langsam knickte es die Vorderbeine ein und ließ sich auf dem kurzen Gras nieder. Ein Zittern ging durch seinen Leib, wieder riss es den Kopf nach hinten. Da rutschte das Lamm aus ihm heraus. Die Fruchtblase platzte, und die dünne Hülle legte sich wie eine zweite, durchscheinende Haut über das Neugeborene. Es schüttelte den Kopf, zerriss dabei die Hülle und blinzelte ins Licht. Francesco stand ein paar Meter entfernt, er rupfte etwas von dem vertrockneten Gras aus dem Vorjahr ab, mit dem er das Junge trocken reiben konnte, falls das Mutterschaf sich nicht um es kümmerte. Das Schaf legte den Kopf auf die Erde und atmete dreimal, viermal, dann rappelte es sich hoch. Die Nabelschur hing unter seinem Schwanz heraus. Mit einem Ruck drehte das Tier sich um, die Schnur zerriss. Sorgfältig leckte es sein Junges ab.

Francesco warf das Gras über die Trockenmauer. Eine Äskulapnatter, die in der Sonne auf den Steinen geschlafen hatte, rollte sich auf, die orangeroten Augen blitzten.

Francesco konnte ihr gelblich-braunes Muster am Bauch erkennen, bevor sie sich durch die weiß blühende Baumheide davon schlängelte.

Es war erst Ende März, doch die Sonne brannte zur Mittagsstunde schon so kräftig, dass Francesco sich in den Schatten unter den dicksten, verwachsensten Olivenbaum setzte. Von dort warf er kleine Steinchen in den Bach. Der Schopflavendel trieb schon die ersten violetten Blüten. In der Ferne erkannte er die grauen Steinhäuser von Pietrelcina. Wenn er die Augen zusammenkniff, konnte er sogar das Haus seiner Familie in dem verwinkelten Vico Storto ausmachen. Die Sonnenstrahlen flirrten durch das silbriggrüne Laub über ihm. Unzählige weiße Blüten sprossen an den dünnen Ästen. Es versprach eine reiche Olivenernte zu werden. Am Himmel kreiste ein Greifvogel, deutlich erkannte Francesco seinen Schnabel und die gelben Krallen, hörte die schnellen, hohen Schreie. Ein Wanderfalke.

Auch das Mutterschaf vernahm wohl das Kreischen und stellte sich dichter neben ihr Junges. Die anderen Schafe drehten nur kurz die Ohren, vertrieben mit den breiten Schwänzen die Fliegen und grasten weiter. Strahlend weiß, mit unbeflecktem lockigem Fell lag das Lamm neben seiner Mutter und stupste sie ein paarmal. Da drehte sich das Schaf, bis das Lamm die Zitzen fand und zu saugen begann.

Francesco griff nach seinem Rucksack und zog eine Keramikflasche heraus. Seine Kehle war auf einmal ganz trocken. Den ganzen Morgen hatte er nichts getrunken, so sehr hatte er auf dieses Lamm gewartet. Mit großen Schlucken rann das kühle Wasser seine Kehle hinunter, bis die Flasche leer war. Er lief zum Bach, legte sich flach ans Ufer und hielt sie in das sprudelnde Wasser. Kleine Fische schwammen gegen die Strömung an, am anderen Ufer saß ein Springfrosch und blähte die Backen auf.

Francesco verharrte unbeweglich. So viele Tiere, die er nicht erschrecken durfte. Und so viele Blüten. Alles blühte schon, Gänseblümchen, Thymian, Salbei. Der Weißdorn war aufgebrochen, die Ranunkeln streckten zarte Knospen aus, auch die Steineichen bekamen Blätter. Am anderen Ufer des Baches, dort, wo der Wald begann, breitete sich ein Teppich aus weiß-rosa Veilchen aus. Der Frosch sprang davon.

Francesco zog die volle Flasche aus dem Bach, ging zurück und setzte sich wieder an den rauen Olivenbaum. Um ihn herum knisterte, raschelte, quakte, zirpte und klopfte es. Immer mehr Grün spross, immer mehr Blüten öffneten sich. Die Blässe des Winters wich, nur die Felder in der Umgebung waren noch braun, von diesem satten Dunkel gepflügter Felder, auf denen die Saat bereits ausgebracht war und auf denen in jedem Moment die Keimlinge die Krumen durchbrechen konnten. In den Bäumen entdeckte Francesco die Nester der Vögel. Zum Wanderfalken am Himmel hatte sich ein Weibchen gesellt. Zwei Eichhörnchen jagten sich um den Stamm einer Linde. Das Lamm stellte langsam die Vorderläufe auf und stemmte sich hoch. Es wackelte. Das Mutterschaf wich keinen Schritt von seiner Seite, stützte es, sodass es nicht umfiel. Die Ohren des Lamms zuckten, es fuhr sich mit der Zunge über das Maul. Zögernd machte es die ersten Schritte.

Als die Sonne sich den Hügeln näherte und die Schatten länger wurden, packte Francesco seine Flasche wieder ein. Das Brot und die Zwiebel, die Mamma ihm als Vesper eingepackt hatte, lagen unberührt. Er griff nach seinem Hirtenstock und trieb mit lautem Schnalzen die Schafe zusammen. Das Lamm lief neben seiner Mutter, reckte den Kopf nach ihr, doch nach einer Weile fiel es zurück. Es wurde langsamer, blieb stehen, meckerte mit seinem hohen Stimmchen, als die Mutter weitertrötete. Da kehrte Francesco zu ihm zurück, packte es an den dünnen Beinen und legte sich das Tier quer über die Schultern. Das Mutterschaf sah zu ihm und wartete, bis er mit dem Lamm bei ihm war. Es wich nicht von Francescos Seite bis zum Stall, kurz vor den Mauern Pietrelcinas, während die anderen Tiere gemächlich vorneweg liefen. Sie kannten den Weg.

Als Francesco in die Wohnküche ihres kleinen Hauses trat, wusch sich Papà am Spülstein den Staub von Gesicht und Armen. Er kam vom Feld in Piana Romana, eine Dreiviertelstunde zu Fuß von hier. Matteo schleppte einen vollen Eimer mit Wasser herein. »Steh nicht so im Weg rum.« Er drängte sich an Francesco vorbei. Das neue Leinenhemd, das Matteo vor zwei Wochen zum fünfzehnten Geburtstag bekommen hatte, war mit Schlammflecken überzogen.

»Spiel dich bloß nicht so auf, Matté, zieh dir lieber ein sauberes Hemd an. Eine Schande, was du daraus gemacht hast«, sagte Mamma, während sie in der Pfanne Tomatensoße köchelte. Der Duft von angebratenem Knoblauch und Zwiebeln erfüllte den Raum. »Franci, endlich. Wasch dir die Hände. Die Pasta ist gleich fertig. Chiara, deck den Tisch.« Mamma streute Salz in die Soße und rührte heftig.

»Warum denn immer ich? Kann das nicht mal Flora machen.« Mit vorgeschobener Unterlippe rutschte Chiara von der Bank und stopfte sich ihre Stoffpuppe mit den abstehenden Strohhaaren in die Schürze. Francesco war immer, als blickte er in einen Spiegel, wenn er Chiara ansah, die gleichen dunkelbraunen Augen, die gleichen fast schwarzen Haare, die hohe Stirn mit den markanten Brauen, die bei ihr nicht ganz so dicht waren wie bei ihm, die weichen Lippen. Allerdings war sie zwei Jahre jünger als er.

»Flora ist erst vier und lässt nur die Teller fallen«, sagte Mamma. »Außerdem hat hier jeder seine Aufgabe. Matteo geht Vater auf dem Feld zur Hand, Franci kümmert sich um die Schafe. Und du hilfst mir im Haus. Ganz einfach. Bald ist Flora dran und später Pasqualina. So Gott will. Ach, Amore, Vorsicht!« Mamma ließ den Holzlöffel in die Pfanne fallen und griff nach Pasqualina, die sich an der Bank hochzog und hin- und herschwankte.

Wie das Lämmchen heute, dachte Francesco. Nur dass es nicht anderthalb war, sondern bloß ein paar Stunden alt. »Das eine Schaf hat heute ein Lamm geboren«, sagte er und streckte die Brust heraus.

Alle drehten sich zu ihm. Die Furchen in Papas braun gebranntem Gesicht verzogen sich zu einem Lächeln. »Ist es gesund?«, fragte er, während er sich mit einem dünnen Leinentuch Hals und Gesicht abtrocknete. »Ist die Geburt gut verlaufen?«

Francesco nickte und berichtete.

»Schön, dann haben wir die nächsten Wochen wieder mehr Milch.« Mamma wiegte Pasqualina auf dem Arm, mit der anderen Hand rührte sie wieder die Soße. »Ich mache nach dem Essen gleich mal die Käseformen sauber.«

»Welche Farbe hat es denn?«, fragte Chiara mit einem Stapel Teller in den Händen. Scheppernd stellte sie ihn auf den Tisch.

»Weiß natürlich. Was denn sonst?«, sagte Matteo und wusch sich.

»Kommt zu Tisch!« Papà setzte sich an das Kopfende.

Chiara verteilte das Besteck und holte eine Karaffe mit Wasser und sechs Gläser.

Francesco tauchte rasch die Hände in das trübe Wasser im Spülstein, strich sich durch die verschwitzten Haare und setzte sich neben Chiara.

Endlich verteilte Mamma die Nudeln auf den Tellern und schöpfte jedem eine Kelle Soße darüber. Sie schnitt ein paar Scheiben Brot ab und stellte sie in die Mitte des Tisches. Matteo saß Francesco gegenüber, an die Wand gelehnt auf der Bank. Flora griff nach der Gabel.

»Noch nicht, Flora, erst wird gebetet«, sagte Papà und faltete die knotigen Hände. Als auch Mamma saß, mit Pasqualina auf dem Schoß, senkten alle die Köpfe.

Papà sprach: »Segne, o Herr, diese Speisen, die wir mit deiner Hilfe und deiner Gnade erhalten haben. Schenke allen das tägliche Brot, vor allem den Armen und den Kindern. Wir danken dir heute außerdem für die Gabe des neuen Lamms. Amen.«

»Amen«, wiederholten alle im Chor.  
Francesco schlug das Kreuzzeichen und griff nach der Gabel

.



## KAPITEL 2

Adelia zupfte sich das weiße Kleid mit den Spitzenärmeln gerade. Die weißen Lackschuhe scheuerten an den Hacken und drückten an den kleinen Zehen, aber das wollte sie heute aushalten. Schließlich musste sie hübsch sein. Nanny hatte ihr zwar ein wenig Watte hineingestopft, aber die half nicht viel. Adelia ging durch den breiten Flur von Rockwood Hall, bei jedem Schritt pikte es an ihren Zehen. Am Treppenaufgang blieb sie stehen. Dieses Haus war riesig. Es hatte mehr als zweihundert Zimmer. Zumindest hatte Mutter das auf der Zugfahrt von Manhattan erzählt. Nur was hieß das? Ihr eigenes Haus in New York an der Fifth Avenue war schon so groß, dass Adelia gar nicht alle Zimmer kannte, aber dieses glich einem Schloss. Allerdings keinem Prinzessinnenschloss, sondern einem, vor dem man sich fürchtete, so dunkel hatte es bei ihrer Ankunft von außen ausgesehen. Vermutlich würde sie sich in diesen vielen Räumen rettungslos verlaufen. Aber nicht jetzt, schließlich sollte sie mit Lizzy gleich Blumen streuen.

»Lizzy«, rief sie. »Komm endlich!«

Ihre Schwester war schon wieder zu spät. Sie hatte immer noch nicht begriffen, dass Mutter Wert auf Pünktlichkeit legte. Dabei war sie schon fünf und kein Baby mehr. Adelia streckte die Brust heraus und hob den Kopf. Sie war eben schon viel erwachsener. Wenn nur die Schuhe nicht so drücken würden.

Langsam schritt Adelia die Treppe hinunter und legte die rechte Hand auf das dunkle Holzgeländer. In der Halle standen unzählige Menschen, die sie nicht kannte, und alle waren überaus elegant gekleidet. Auf den Hüten der Damen wippten Blumen und Federn. Ihre Roben waren aus Seide und Atlas, mit bauschigen Ärmeln und jeder Menge Rüschen. Es war die neueste Mode aus Paris, hatte Nanny ihr vorgeschwärmt. Gab es in New York keine schönen Kleider? Adelias weißes Kleid war ebenfalls aus Atlas und mit Rüschen und Spitzen besetzt, es war auch aus Paris gekommen. Es gehörte sich wohl so, wenn man zu einer wichtigen Hochzeit eingeladen war.

Lizzy kam angerannt und hopste die Treppe hinunter.

»Sei doch nicht so wild«, zischte Adelia. »Mutter sieht schon ganz böse zu uns rauf.«

Inmitten all der Fremden hatte sie Mutters funkelnde Augen entdeckt. Mutter krauste die Stirn und kniff den Mund zusammen. Dabei sollte sie glücklich sein, schließlich heiratete gleich ihr Bruder, also Onkel David. Mutter wandte sich wieder John und Victor zu, zog ihre Krawatten gerade, ermahnte sie mit leisen Worten. Adelias zwei älteren Brüder stellten sich gerade hin. Chester und Gordon, die beiden kleinen Brüder, entdeckte sie nirgends, vermutlich hatte Nanny sie in eines der vielen Zimmer gebracht, damit sie mit ihrem Geschrei nicht die Gäste störten. Vater stand etwas abseits und unterhielt sich mit einem fremden Herren. Er gab sich geschäftsmäßig und hatte gerötete Wangen, wie immer, wenn er kurz vor einem Vertragsabschluss stand.

Adelia nahm Lizzy bei der Hand und schritt mit ihr die letzten Treppenstufen hinunter.

»Ah, Mädchen, da seid ihr ja«, sagte eine junge Frau, deren schlichtes dunkelblaues Kleid sie als Hausdame von Rockwood Hall auswies. »Kommt mit, ich bringe euch zur Braut. Gleich beginnt die Zeremonie. Die Gäste begeben sich dann zu ihren Plätzen, und ihr dürft dabei nicht im Weg stehen.«

Kerzengerade ging sie vor Adelia und Lizzy her, immer am Rand der großen Empfangshalle, und führte sie in einen kleinen Salon.

In dem mit Seidentapeten ausgeschlagenen Raum stand eine Frau im langen champagnerfarbenen Brautkleid, das überall mit kleinen Perlen bestickt war. Schultern und Hals waren in Spitze gehüllt. Es war die gleiche Spitze wie an Adelias und Lizzys Kleidern. Die Schleppe knäuelte sich zu ihren Füßen. Mit ihren schmalen Fingern fuhr die Frau über die Befestigung des Schleiers.

»Achte darauf, dass man die Nadeln nicht sieht, Maggie«, sagte sie zu ihrer Zofe. Diese befestigte gerade die letzten Haarnadeln.

»Keine Sorge, Ma'am, die Blüten verdecken sie ganz vorzüglich.«

Adelia starrte die Frau an. Im Gegenlicht, das durch die hohen Fenster fiel, leuchtete ihre Gestalt wie ein Engel.

»Das ist aber ein schönes Kleid«, rief Lizzy. »So eins möchte ich auch mal anziehen.«

»Kind, bist du wohl still«, fuhr die Hausdame sie an. »Du hast hier nicht zu reden. Komm stell dich da in die Ecke und nimm schon mal diesen Korb mit den Blüten. Aber gestreut wird erst im großen Saal, verstanden?«

»Ach, Miss Bell, seien Sie nicht zu streng. Das ist doch schön, wenn dem Kind das Kleid gefällt«, sagte die Braut und drehte sich zu ihnen um. »Ihr seid die Blumenmädchen?«

»Ja, Ma'am.« Adelia machte einen Knicks.

»Und wie heißt ihr? Ihr seid die Nichten von David, nicht wahr?«

»Das ist meine Schwester Lizzy, und ich bin Adelia McAlpin Pyle.«

»Stimmt. Ihr seid die Pyle-Schwwestern. David hat mir von euch erzählt. Wie schön, dass ich euch kennenlerne.« Sie reichte erst Adelia die Hand, dann Lizzy. »Und nun kommt, stellt euch dort auf. Miss Bell hat euch alles genau erklärt, oder?«

»Ja, Ma'am.« Adelia nickte.

»Ach, nenn mich Emma. Schließlich werde ich gleich eure Tante.« Sie lachte.

»Ist gut, Tante Emma«, rief Lizzy und griff in den weißen Korb mit den Rosenblättern.

»Noch nicht!« Miss Bell packte Lizzys Hand und hielt sie davon ab, die Blütenblätter auf den Boden zu werfen. »Gleich darfst du. Wenn du zwischen den Sitzreihen im großen Saal auf den Reverend zugehst. Das weißt du noch, oder?«

»Natürlich«, sagte Lizzy und nickte. »Ich bin doch schon groß.«

»Ich will es hoffen.« Miss Bell seufzte.

»Komm, Lizzy.« Adelia nahm die Hand ihrer Schwester und trat mit ihr an die Salontür.

Die Eingangshalle war verwaist. Nur am Treppenabsatz und in den Ecken standen Diener in dunkler Livree, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Feierliche Stille breitete sich aus.

Ein älterer Herr betrat den Salon und ging auf Tante Emma zu. »Nun, mein Kind, bist du bereit?«, fragte er sie. Seine dünnen Haare hatte er zu einem strengen Scheitel gekämmt, sein Schnauzbart war akkurat gestutzt. Aus dem Augenwinkel betrachtete Adelia die weichen, breiten Wangen und das kräftige Kinn. Darunter prangte eine weiße Seidenfliege, die gestärkte Hemdbrust wölbte sich glatt und ohne Falten unter einer silbergrauen Weste. Darüber trug der Herr einen schwarzen Frack. Seine Lackschuhe glänzten, Adelia entdeckte die Umrisse der Fenster darin.

»Ja, Paps, ich bin bereit«, sagte Tante Emma und hakte sich bei ihm unter. Die Zofe zog flink die Schleppe gerade, und schon schritten Vater und Tochter Arm in Arm auf die Tür zu.

»Mädchen, los!«, zischte Miss Bell, und Adelia machte die ersten Schritte. Lizzy trippelte eilig neben ihr her.

In gemäßigttem Schritt, so wie sie es in den vergangenen Wochen zu Hause in New York im Wohnzimmer unzählige Male geübt hatten, traten Adelia und Lizzy in den großen Saal. Klaviermusik setzte ein, die Kleider der Damen rauschten, als sich die versammelten Gäste von den Stühlen erhoben. Adelia streute die erste Handvoll Blütenblätter auf den roten Teppich, der zwischen den mit Rosen und Lilien geschmückten Sitzreihen verlief. Die weißen Rosenblätter fielen wie große Schneeflocken zu Boden. Adelia blickte nach vorn. Am Ende des Ganges zwischen den Sitzreihen, stand Onkel David, auch er im Frack mit Fliege und dieser glattgebügelten Brust. Er lächelte so, dass sich lauter Fältchen um Augen und Mund bildeten. Immer weiter schritten Adelia und Lizzy durch die Reihen, immer näher kam Onkel David, rechts neben ihm standen zwei andere Herren, die Adelia nicht kannte. Der Reverend wartete links von Onkel David. Eine kleine Kniebank war vor ihm aufgestellt, auch sie war mit weißen Rosen und Lilien geschmückt. Die Lilien verströmten einen schweren Duft. Es roch süßlich, wie verfaulendes Obst, und nahm Adelia fast den Atem. Kurz vor dem Reverend und der Kniebank bogen Adelia und Lizzy nach links. Auch das hatten sie geübt. Am Rand der ersten Reihe nahmen sie auf zwei Stühlen Platz. Von hier aus konnten sie alles beobachten. Später, wenn die Trauung vorbei war, sollten sie vor dem Brautpaar beim Auszug noch einmal Blumen streuen. Der Saal war hoch, mit wuchtigen Säulen, glänzenden Spiegeln und vergoldetem Stuck. Dicke geschnitzte Balken und dunkle Holzpaneele bildeten die Decke. Ein bisschen erdrückend und düster kam es Adelia vor. Bunter Marmor bildete auf dem Boden verschlungene Muster. In einer Ecke stand ein schwarzer Flügel.

»Wir sind hier versammelt, um diesen Mann ...«

Vor den Fenstern hingen duftige Gardinen und Brokatvorhänge, dahinter konnte sie den riesigen Park erspähen. Üppige Palmen standen in den Erkern und übertünchten das winterliche Braungelb des Rasens draußen. Die Fläche war so riesig, dass der Fluss am hinteren Ende, von dem Mutter gesagt hatte, dass es der Hudson war, nur wie ein dünner grauer Strich aussah. Die Stühle waren aus dunklem Holz gemacht und mit blumengemusterter, lindgrüner Seide bezogen. An den Wänden hingen Portraits in Öl von Menschen mit merkwürdigen Kleidern und Röcken. Vermutlich waren es die Urahnen von Tante Emmas Familie. Bei ihnen zu Hause hatten sie im Salon zwei Bilder von Vaters Großeltern hängen, von Mutters Familie gab es keine gemalten Portraits, dafür aber schon eine Fotografie. Würdevoll blickten die gemalten Gesichter über die versammelten Gäste. Rockwood Hall war wirklich sehr geschmackvoll. Es war sogar noch eleganter als bei ihnen zu Hause in New York oder auf ihrem Landsitz. Und doch fehlte Adelia etwas.

»Willst du, David Hunter McAlpin, die hier anwesende Emma Rockefeller zu deiner Frau nehmen? Sie lieben und ehren ...«

Rockefeller. Mutter hatte erzählt, dass diese Familie unglaublich reich war. Es war eine der ersten Familien in New York, ach was, in ganz Amerika. Onkel David hatte richtiges Glück, dass er in so eine angesehene Familie einheiratete.

»Aber wir müssen uns gar nicht klein machen«, hatte Mutter gesagt. »Großvater McAlpins Werk kann sich genauso sehen lassen. Tabak ist ein wichtiger Teil der Wirtschaft. Und Vater hat Großpapa Pyles Seifengeschäft zu einem weltweiten Unternehmen ausgebaut. Perline ist nicht weniger wichtig als Standard Oil. Schließlich müssen sich die Menschen, die Öl fördern, ja auch von dem Schmutz wieder befreien. Und das machen sie mit Perline. Nein, nein, wir müssen uns nicht verstecken. Im Gegenteil, den Rockefellers wird diese Verbindung genauso nutzen wie den McAlpins und den Pyles. Also Mädchen, benehmt euch, schließlich wollen wir in diesen Kreisen auch für euch die richtigen Ehemänner finden.«

Was Mutter bloß hatte? Sie hatte so einen verbissenen Zug um die Lippen gehabt und mit den Händen über ihre Handtasche gestrichen. Eigentlich war sie immer viel fröhlicher. Doch auf der Fahrt hierher hatte sie ständig geseufzt und geflüstert: ›O Gott, hoffentlich blamieren wir uns nicht.‹ Oder auch: ›Habt ihr gesehen, wie elegant die Einladungen waren? Mit Goldrand.‹

»Willst du, Emma Rockefeller, den hier anwesenden David Hunter McAlpin ...«

Nun also nahm Emma Rockefeller Onkel David zum Mann. Er drückte ihre Hände, zärtlich, sie lächelte unter dem Schleier, sagte Ja. Und war damit ihre Tante. Das war schön. Trotzdem. Irgendetwas fehlte. Adelia sah die Blumen, den Marmor, die edlen Möbelstücke, die feinen Stoffe, die Gemälde. Der Moderduft der Lilien schnürte ihr die Luft ab, noch stärker als zu Beginn der Zeremonie. Er vermischte sich mit den Parfüms der Damen und den Aftershaves der Herren. Leicht duftete es nach Bohnerwachs. Ein warmer, trockener Geruch. Da erkannte Adelia, was fehlte. Es roch nicht nach Kirche. Diese Hochzeit fand nicht in einer Kirche statt. Das Erhabene und Würdevolle eines Gotteshauses gab es nicht. Obwohl da vorn ein Reverend stand. In Adelias Taufkirche in der 42. Straße war es immer kühl und klamm, schon deshalb erschauerte man. In jeder Messe spürte sie, dass Gott bei ihr war.

»Somit erkläre ich Euch zu Mann und Frau ...«

Gott fehlte. Geld und Eleganz waren da, aber nicht Gott. Hier erschauerte niemand vor Ehrfurcht, höchstens vor Rührung. Aber das war nicht das Gleiche. Ob die anderen das auch merkten? Adelia sah sich um. Eine ältere Dame tupfte sich mit einem Spitzentüchlein Tränen ab. John und Victor rutschten auf den Stühlen herum. Mutter funkelte die beiden böse an. Irgendjemand zog die Nase hoch. Manche der Damen hatten rote Wangen. Scheinbar waren alle, selbst die Herren, ergriffen und merkten nicht, dass Gott nicht da war.

Das Brautpaar löste sich voneinander. Gerade hatten sie sich geküsst, und nun drehten sie sich zu den Gästen. Sie strahlten.

Adelia zuckte zusammen. »Komm, Lizzy.« Sie stieß die Schwester an, die mit den Füßen baumelte. Sie ergriffen ihre Blumenkörbe und traten wieder vor das Brautpaar. Am Ende des Ganges lächelte Miss Bell zufrieden und machte eine winkende Bewegung. Lizzy und sie sollten losgehen und Blumen streuen. Wieder erklang Klaviermusik. Die Gäste erhoben sich und lachten dem Brautpaar zu. Niemand vermisste Gott.

## KAPITEL 3

Francesco saß im Schatten unter dem knorrigen Olivenbaum und malte mit einem Stöckchen Striche in den trockenen Sandboden. Die Schafe rupften am verdorrten Gras. Die Herde war nicht größer geworden, Papà hatte die Lämmer, das zweite war eine Woche nach dem ersten auf die Welt gekommen, zu Ostern verkauft. Da hatten sie noch gedacht, sie würden eine gute Ernte einfahren und einen Vorrat für den Winter anlegen können. Doch in den folgenden Monaten hatte es so gut wie nicht geregnet. Der Mais verdorrte auf den Feldern. Papà klagte, redete ständig über das vergangene Jahr, was sie für ein gutes Geschäft gemacht hatten. Damals hatten sich grüne und gelbe Flächen auf den Hügeln abgewechselt. Jetzt waren da nur braune Einöden. Und Stille. Niemand arbeitete auf den Feldern, niemand rief, niemand sang oder schimpfte oder lachte. Wo nichts wuchs, gab es nichts zu tun. Selbst der Bach war ausgetrocknet. Die Vögel waren verstummt.

Francesco blinzelte durch die verstaubten Blätter des Olivenbaums nach oben. Aus den vielen Blüten des Frühlings waren nur wenige Früchte entstanden, und die waren klein und verschrumpelt. Der Wanderfalke zog in der Höhe weite Kreise, schoss manchmal im Sturzflug herab und erlegte eine Maus. Fliegen surrten um die Schafe, neben Francesco liefen Ameisen in einer Reihe. Mit seinem Stöckchen lotste er sie von seinem Beutel mit dem Brot und der Zwiebel fort, zu einem Lavendelstrauch hin. Beim Frühstück hatten sich Mamma und Papà gestritten, wie so oft in diesen Tagen, über die Schafe, die kaum noch Milch gaben, über die mickrige Ernte, die Papà und Matteo einholten. Mamma hatte Papà vorgeworfen, er hätte nicht genug gebetet. Oder nicht richtig. Sonst hätte Gott sie nicht so gestraft. Sie hatte ihn daran erinnert, dass er vor Jahren sonntags immer in die Kirche gegangen war, auch in die entfernteren Wallfahrtskirchen, um die Heiligen um Hilfe bei der Ernte zu bitten. Damals hatten sie viele Säcke Getreide ins Lager geschleppt. Doch in diesem Jahr, da war er immer nur im Dorf geblieben, hatte nur hin und wieder am Samstag die kurze Frühmesse besucht, aber nicht das Hochamt am Sonntag. Er hatte die Heiligen vernachlässigt. Nun folgte die Strafe. So Gott will, könne er das nur noch durch zusätzliches Beten und sonntäglichen Kirchengang wiedergutmachen. Sie brauchten ein Wunder und nur mit Gebeten würden sie eines bekommen.

*Ave Maria, gratia plena*, betete Francesco in Gedanken, *dominus tecum*. Vielleicht konnte er zu dem Wunder beitragen, wenn er durch mehr Gebete mithalf. *Benedicta tu in mulieribus*. Früher hatte er Papà zu den Sonntagsmessen begleitet. Ihm war, als würde er hier unter dem Olivenbaum den Weihrauchduft aus den Kirchen riechen. Damals hatte er auch gebetet. *Et benedictus fructus ventris tui, Iesus*. Damals in San Donato hatten Papà und er ziemlich weit vorn gesessen, Francesco genau am Mittelgang. Es war der Tag des heiligen Donatus gewesen, ein heißer Augusttag, so wie heute. Padre Antonio hatte am Altar gestanden, den Rücken zur Gemeinde gewandt. Er sprach die lateinischen Worte, und Francesco antwortete zusammen mit den Bauern, Handwerkern, Hausfrauen, Alten und Kindern. »Et cum spiritu tuo« oder »Deo gratias«. Über dem Altar hing ein Holzkreuz mit dem Herrn Jesus. Kantige Nägel durchbohrten ihm Hände und Füße. Blut lief an ihm herunter. Den Kopf ließ er hängen, die Dornenkrone stach ihm in die Stirn. Blut lief ihm auch über die Wangen wie Tränen.

»Confiteor Deo omnipotenti, beatae Mariae, semper virgini.« Rechts an der Wand blickte der heilige Donatus mit verdrehten Augen in den Himmel. Er hielt einen Kelch in den Händen, und auf seiner Schulter saß ein Drache. Links predigte der heilige Franz den Vögeln. Das Gemälde war vom Kerzenruß schon fast schwarz, dennoch erkannte Francesco unter einem Baum unzählige Vögel, in weiß und schwarz, mit hellen Flügeln. Der Heilige in der braunen Kutte streckte ihnen die rechte Hand entgegen, Zeige- und Mittelfinger waren ausgestreckt. Er sah zu den Vögeln hinunter. Die Vögel flogen sicher nicht weg, weil der Mönch freundlich zu ihnen war. Um seinen Kopf mit dem Haarkranz schimmerten die Reste eines Heiligenscheins, unter dem Kinn sprossen ihm ein paar Barthaare. Auf der linken Hand und an den Füßen hatte Franz dunkle Flecken. Dieser Franz konnte mit den Tieren sprechen und half den Armen. Das hatte Mamma ihm erzählt, denn Franz war ihr Lieblingsheiliger. Sie hatte den ersten Francesco nach ihm benannt, und dann ihn, als der erste Francesco gestorben war. Hinter dem Heiligen stand noch jemand. Auch der trug eine Mönchskutte, aber das musste eine Frau sein, denn sie hatte keinen Bart und trug einen Schleier.

»Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis.«

Weihrauchschwaden waberten durch die Kirche. Über Donatus, dem an diesem Tag gehuldigt wurde, hatte Mamma nie viel erzählt. Er war Bischof gewesen, enthauptet worden und konnte Menschen mit Fallsucht und Geisteskrankheit gesund machen. Möglicherweise konnte er auch für eine gute Ernte sorgen. Vielleicht sollte Francesco sich besser an den heiligen Donatus wenden. Und so betete er für eine gute Ernte und dass die besessenen Menschen gesund werden mögen. Zur Sicherheit wandte er sich aber noch an Gott und bat den Herrn, er möge den heiligen Donatus unterstützen bei der Ernte und bei der Heilung aller Kranken. Oder er, der Herr, möge es selbst tun, wenn der Heilige dazu nicht in der Lage war. Amen. Francesco seufzte.

»Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus. Pleni sunt coeli et terra gloria tua.«

Francesco sah nach vorn. Padre Antonio öffnete den Tabernakel über dem Altar und holte einen goldenen Kelch hervor, in dem der Leib Christi lag. Francesco fröstelte. Noch durfte er nicht mit zur Kommunion. Wie wohl der Leib Christi schmeckte? Nächstes Jahr würde er es erfahren.

Da stand Severina auf. Sie trug ein großes Bündel auf dem Arm und eilte zum Altar. Elisa. Severina trug sie immer herum, denn das Mädchen konnte nicht laufen und auch nicht sprechen. Dabei war sie schon vier. Alle Leute in der Gegend redeten über Severina. Tagsüber wusch sie die Wäsche für die, die genug Geld hatten und für so etwas bezahlen konnten. Das war eigentlich nichts, worüber sich besonders viel reden ließ, aber abends empfing Severina in ihrem Zimmer angeblich Männer. Mit keinem von ihnen war sie verheiratet. Die Frauen auf dem Markt tuschelten immer, sagten, sie würde ein liederliches und sündiges Leben führen, deshalb hatte Gott sie mit der kranken Elisa gestraft. Severina hatte zu viel geschwätzt, und nun war ihre Tochter eben stumm. Severina hatte einen Fehltritt begangen, und nun tat Elisa keinen Schritt. Das sagten die Leute. Elisa bekam manchmal Anfälle, so wie Besessene sie bekamen.

»Heiliger Donatus, da, mach dieses Kind gesund oder nimm es zu dir ...«, rief Severina und warf Elisa in den Altarraum. Rechts und links standen Vasen mit Sonnenblumen, die Köpfe hingen. Die Kerzen auf den Messingständern waren fast heruntergebrannt, die Flammen flackerten im leichten Windzug. Die Kreuzigung auf dem Gemälde über dem Altar war unter dem Kerzenruß fast vollständig schwarz geworden, nur schemenhaft erkannte man noch die Figuren am Fuß des Kreuzes. Durch ein kleines Fenster, oben auf der rechten Seite, fiel ein Lichtstrahl herein und traf Elisa, die über

den Terrakottaboden rutschte. Severina fiel auf den Stufen vor dem Altar schluchzend auf die Knie. Die Leute reckten die Köpfe, sagten noch ein paar lateinische Worte. Francesco starrte Severina an. »Herr, mach Elisa gesund«, murmelte er, »ich bitte dich.«

Hoch oben im Glockenturm fiepten frisch geschlüpfte Meisen. Eine Fliege sumgte durch den Kirchenraum. Niemand rührte sich, alle blickten zum Altar. Der Padre, mit der Hostie in den erhobenen Händen, drehte sich langsam um.

Elisa zuckte auf dem Boden. Sie zappelte, und ihre Arme und Beine schlugen auf die Fliesen. Ihr altes, aber ganz sauberes Kleid rutschte hoch, die knochigen Beine waren verdreht. Sie warf den Kopf von einer Seite auf die andere, immer und immer wieder, ihre kurzen Zöpfe lösten sich und die braunschwarzen Locken standen wild vom Kopf ab. Ein paar Meter rollte sie durch den Altarraum. Da, wo sie den Staub mit ihrem Kleid wegwischte, leuchteten die Fliesen im kräftigen Terrakottarot. Elisa kniff die Augen zusammen, ihr Mund verzog sich. Dann riss sie sie wieder auf und rief:

»Mamma! Mamma!«

Mühsam rappelte sie sich auf und stand auf den dürren Beinen, wie ein neugeborenes Lamm. Weinend sah sie sich um und stolperte zu der knienden Severina. Staksig und schwankend, aber Elisa lief.

»O Jesus Christus! Seht nur! So seht doch! Ein Wunder! Ein Wunder!«

»Heilige Maria, Muttergottes, sie läuft! Sie spricht!«

Ein Rauschen, Stimmengewirr, das Scharren von Schuhen auf dem Steinboden erfüllten die Kirche.

»Habt ihr gesehen? Ein Wunder!«

»Lobet den Herren! Lobet den Herren!« Einige Frauen stießen spitze, trillernde Schreie aus. Sie hallten von den Kirchenwänden wider wie ein Siegesruf. Francesco reckte den Hals zum Gang hinaus, die Leute sprangen von den Kniebänken auf und bekreuzigten sich ohne Unterlass. Elisa schlang die mageren Arme um Severinas Hals und wimmerte. Die Gebete, Schreie und Rufe schwollen zu einem Brausen an.

Francesco schwieg. Sein Gebet war erhört worden. Gott hatte ihn erhört. Gott hatte ihm geantwortet. Gott hatte ihm dieses Zeichen gesandt. Gott hatte Elisa gesund gemacht, weil er ihn darum gebeten hatte. Das war ein Wunder, das er ganz allein gemacht hatte. Nur mit Gottes Hilfe.

Die Ernte war in jenem Jahr ordentlich ausgefallen. Die Familie hatte genug zu essen gehabt, und es hatte Frieden im Haus geherrscht.

Francesco lächelte bei dieser Erinnerung und sah wieder hoch in die Olivenblätter. Er würde beten, damit die Eltern nicht mehr stritten.

»Grüß Gott, mein Sohn«, ertönte die Stimme eines Mannes. »Kannst du mir sagen, ob es noch weit ist bis Pietrelcina?«

Ein paar Meter vor Francesco stand ein Mönch auf dem Weg. Er trug eine braune Kutte mit einer weißen Kordel, in die drei Knoten geschlagen waren. Seine Füße steckten in Ledersandalen. Und er hatte einen Bart.

## KAPITEL 4

Während Francesco die Tiere heimwärts trieb, schielte er immer wieder zu dem jungen Mönch mit den dunklen Augen und der geraden Nase. Er ging neben Francesco, hatte die Hände in die Ärmel seiner Kutte geschoben und lächelte. Langsam marschierten sie über die glatt gewetzten Pflastersteine zum Stall. Aus den niedrigen Trockenmauern entlang des Weges zupften sich die Schafe hin und wieder einen frischen Grashalm. Die tief stehende Sonne tauchte alles in ein goldenes Licht, Francesco vergaß beinahe, dass auf diesem Boden keine Früchte mehr wachsen würden.

»Wart Ihr schon immer Mönch?«, fragte Francesco und schlug mit dem Hirtenstock ein paar vertrocknete Gänseblümchen ab.

Der Mönch war natürlich nicht immer Mönch gewesen, sondern ein normaler Junge wie Francesco. Nach der Schule war er auf Wunsch seiner Eltern in ein Kloster eingetreten, wie es in Familien mit vielen Kindern üblich war, damit alle versorgt und ein Auskommen hatten. »Ich habe dem Wunsch meiner Eltern aber mit Freuden entsprochen«, sagte er.

Francesco trieb die Schafe weiter. »Muss man in der Schule gewesen sein, um Mönch zu werden?«

Der Mönch blieb stehen. »Ja, man muss doch lesen und schreiben können. Kannst du lesen und schreiben?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf und blickte zu Boden. »Aber ich bete jeden Tag.«

»Das ist gut, mein Sohn, aber als Mönch muss man lesen und schreiben können. Sonst kann man nicht in der Heiligen Schrift lesen und keine Messe halten. Beten ist nur ein Teil des Tagwerks eines Mönches.« Er legte Francesco eine Hand auf die Schulter und berichtete vom Studium der Bibel, der Arbeit in Küche und Garten, dem Feiern von Vesper und heiliger Messe, von der Betreuung der Gläubigen, dem Abnehmen der Beichte, dem Spenden der Sakramente. Von Besinnung und Einkehr, von der Freude, Gott ganz nah zu sein, von der Gemeinschaft der Brüder und den Wohltaten für Geist und Seele. Er schob seine Hand wieder in den Ärmel der Kutte.

»Schön.« Francesco seufzte. So ein Leben hörte sich ruhig und sorgenfrei an. »Könnt Ihr auch Wunder machen?«, fragte er.

»Wie kommst du darauf?«

»Na ja, ich dachte. Ihr seht so aus wie der heilige Franz, und der hat Wunder gemacht. Er hat mit den Vögeln geredet. Und da dachte ich, Ihr könnt das vielleicht auch.« Francesco biss sich auf die Zunge. Gleich würde der Mönch böse werden, weil er so etwas Dummes gesagt hatte.

Aber er lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nur ein einfacher Mönch. Wunder kann ich nicht vollbringen. Wunder sind nur sehr gottesfürchtigen Menschen vorbehalten, die tugendhaft leben und Gott dienen. Sollten sie wirklich Wunder gewirkt haben, werden sie später heiliggesprochen. So wie Franz von Assisi. Ein Wunder vollbringen zu können, ist ein großes Geschenk Gottes, das bekommt nicht jeder einfach so.«

»Ach.« Aber damals in San Donato hatte er ein Wunder gemacht, denn es war ein Wunder gewesen, dass Elisa mit einem Mal laufen konnte.



Der Mönch sprach von den Geboten des heiligen Franz, Armut, Keuschheit und Gehorsam, die drei Knoten in seinem Gürtel erinnerten ihn immer daran. Er sprach von Hingabe und inneren Kämpfen. Wunder gab es bei den Mönchen nicht.

»Was ist Keuschheit?« Francesco erschrak. Das war ihm nur so herausgeplatzt. Rasch trieb er die Schafe mit kurzen Stockhieben weiter, damit der Mönch nicht merkte, wie neugierig er war.

»Dann ist man nicht verheiratet. Ein Mönch lebt nicht mit einer Frau zusammen. Er weiht sein Leben Gott. Er lebt keusch.« Der Mönch zog für einen Moment die Brauen zusammen.

Keusch. Francesco wagte nicht noch einmal zu fragen, aber das Wort klang seltsam und geheimnisvoll. Es passte gut zu einem Heiligen, es hörte sich an wie scheu, und als keuchte jemand wegen unerklärlicher Schmerzen, aber es hatte auch etwas Sauberes. Das war anders, als wenn Papà mit Mamma ein Kind machte. Dabei raschelten die Laken, das Bettgestell quietschte und krachte gegen die Wand, und Mamma und Papà machten Laute wie die Tiere, als wären sie besessen. Das war nicht rein, das war nicht keusch.

Als sie den Stall erreichten, ging die Sonne hinter den Hügeln der Campania unter. Francesco spürte die Hitze, die von den grob behauenen Steinen der niedrigen Wände ausstrahlte. Mit dem Fuß schob er ein paar von den zerbrochenen Tonziegeln, die einst das Dach bedeckten hatten, beiseite und trieb die Tiere in den Stall. Er streute etwas Stroh aus, holte Wasser vom Brunnen und goss es in die Tränke. Schließlich verriegelte er die klapprige Holztür.

»Jetzt gehen wir nach Hause«, sagte er zu dem Mönch.

Auch im Vico Storto war es noch warm vom Tag. Der Duft von gebratenen Zwiebeln und Paprika vermischte sich mit dem Gestank von Hühnermist, faulenden Küchenabfällen, Kacke und Pisse. Francesco musste würgen, jedes Mal musste er das, wenn er vom Feld kam, wo die Luft frisch war und es nach Gras und Kräutern duftete.

»Da vorne ist es schon«, sagte er leise und zeigte auf sein Zuhause. Anders als sonst fiel ihm auf, dass das Haus Stückwerk war. Es bestand aus dem flachen Küchenteil und einem einstöckigen Anbau, in dem sie alle schliefen. Die unverputzten grauen Steinmauern kamen Francesco heruntergekommen vor. Die Tür zur Küche stand offen, sie benutzten immer nur die, während die schwere, glänzende Haustür fest verschlossen blieb. Ein paar Hühner scharrten in der Gasse vor dem Haus im Staub und gackerten. Pasqualina und Flora liefen zwischen ihnen herum und spielten mit ihren Strohpuppen. Sie lachten und kreischten. Es schmerzte Francesco in den Ohren. Er blieb vor der Küchentür stehen und rief: »Mamma? Kommst du mal.« Es roch nach Polenta. Die Mädchen kreischten immer noch, umkreisten Francesco und den Mönch und spielten Fangen. Weiter oben in der Gasse brüllte ein Mann unverständliche Worte. Im Nebenhaus sang die dicke Nunzia ein trauriges Lied von einer keuschen Göttin, die der Erde den Frieden schenken möge, der im Himmel herrschte.

»Was denn, Franci?« Mamas Stimme drang aus der dunklen Küche.

»Komm doch mal raus.« Francesco schielte zu dem Mönch. Hoffentlich dachte er nicht schlecht von Mamma, wenn sie ihn so lange warten ließ. Er zog den Kopf ein.

Mamma trat in die Tür. Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab. Um ihr schwarzes Haar trug sie ein Kopftuch mit kleinen weißen Blumen auf grünem Grund. Die Ränder waren dunkel verfärbt, eine Haarsträhne war herausgesprungen. »Schrei hier gefälligst nicht so rum«, rief sie. »Ist nicht schon ... heilige Maria, Muttergottes«. Sie bekreuzigte sich. »Padre, wo kommt Ihr denn her? Was für eine Ehre. Können wir etwas für Euch tun? Bitte, kommt doch herein.«

Der Mönch trat einen Schritt auf sie zu. »Der Segen des Herrn sei mit Euch, meine Tochter.«

»Und mit Euch. Darf ich Euch ein Glas Wein oder etwas Wasser anbieten? Kommt doch bitte herein. Ich mache gerade das Abendessen, vielleicht möchtet Ihr einen Teller mitessen.«

»Mamma ...«, sagte Francesco.

»Danke, meine Tochter, gern. Ich bin Padre Carmelo aus Morcone. Und ein Glas Wein wäre wirklich schön, mein Mund ist so ausgetrocknet von dem staubigen Weg.« Der Mönch, Padre Carmelo, trat hinter Mamma ins Haus.

Francesco folgte ihnen.

Padre Carmelo setzte sich auf die Bank an dem großen Holztisch.

»Franci, hol ein Glas und etwas Wein für Padre Carmelo.« Mamma trat zum Kamin in der Ecke. Über dem Feuer hing der Kessel mit Polenta. Sie nahm den Holzlöffel und rührte den Maisbrei durch.

Francesco ging zur dunklen Anrichte. Die Marmorplatte war gerissenen und die Ecken abgestoßen, darauf stand ein Tonkrug mit Rotwein, in dem Regal darüber die Gläser. Er suchte nach einem heilen Glas, fand aber keines.

»Es ist ganz sauber, nur ein bisschen angestoßen«, sagte er, als er Glas und Krug auf den Tisch stellte.

»Das macht nichts.« Padre Carmelo schenkte sich ein und nahm einen tiefen Schluck.

»Ach, das tut gut, nach dieser langen Wanderung. Gleich nach dem Morgengebet bin ich von unserem Kloster aufgebrochen. Aber setz dich doch zu mir, mein Sohn.«

Francesco schob sich auf das andere Ende der langen Bank.

Mamma drehte ihm den Rücken zu. »Padre Carmelo, entschuldigt, ich muss die Polenta rühren, sonst gibt's kein Abendessen.«

»Ist schon recht, Donna ...«

»Ach Gott, verzeiht, was bin ich unhöflich.« Sie ließ den Löffel in die Polenta fallen, wischte sich die Hände an der Schürze ab und drehte sich zu Padre Carmelo. »Ich bin Giuseppa, verheiratete Forgione.« Sie streckte ihm die Hand hin. Padre Carmelo erhob sich und ergriff sie. Mamma beugte sich vor und küsste seine Hand. »Es wird mir manchmal alles ein bisschen viel, wisst Ihr.« Sie griff wieder zum Holzlöffel. »Fünf Kinder, der Hof. Mein Mann und die anderen Kinder kommen gleich vom Markt. Hoffentlich haben sie was verkaufen können. Wisst Ihr, wir haben ein Feld und bauen Mais an und Grazio – das ist mein Mann – geht einmal in der Woche auf den Markt und verkauft ihn dort. So Gott will.«

»Sag, Donna Giuseppa, ist es denn noch weit bis zur Pfarrei?« Padre Carmelo setzte sich wieder und nahm noch einen Schluck Wein. »Ich wollte den Pfarrer fragen, ob ich die Nacht bei ihm zubringen kann. Der Weg von Morcone war lang, und heute möchte ich nicht mehr weiterlaufen. Morgen früh breche ich nach Benevento auf.«

Mamma wandte sich mit dem Holzlöffel in der Hand um. »Ihr könnt auch bei uns unterkommen, falls Euch unser Haus nicht zu einfach ist. Matteo überlässt Euch gern seine Kammer und schläft im Stall. Das macht er öfter. Es wäre uns eine große Ehre«, sagte sie. »Franci, hol eine Zwiebel und reibe etwas Käse.«

Francesco sprang auf und lief zur Kammer unter der Treppe des Anbaus. Dort lagerten sie Mehl, Zucker, Salz, Knoblauch, Zwiebeln, ein paar Salamis, einen kleinen Schinken und den selbst gemachten Schafskäse. Das wäre schön, wenn der Padre bleiben würde, aber wahrscheinlich war ihm ihr Haus viel zu ärmlich. Francesco nahm eine Zwiebel aus dem Korb und griff nach einem kleinen Stück Pecorino. In der Küche hingen die Schöpfkellen, Kupferkessel und Töpfe an der Wand, und in der Nische, gleich neben dem kleinen Fenster, das zur Rückseite des Hauses ging, standen die Tontöpfe und Tonkrüge offen herum. In der anderen Ecke stapelten sich die

Weidenkörbe. Sie hatten nicht mal einen Schrank. Überhaupt hatten sie nur diesen einen Raum und oben die drei kleinen Schlafkammern. Und alles war alt und abgestoßen wie die Gläser.

»Wenn es Euch keine Umstände macht, Donna Giuseppa, bleibe ich. So kann ich mich noch ein bisschen mit Eurem Sohn unterhalten«, sagte der Mönch, als Francesco wieder in die Küche trat.

Er strahlte Padre Carmelo an. Also hatte er ihn mit seiner Fragerei nicht verärgert.

»Na, wenn Ihr meint, dass man mit dem Jungen reden kann.« Mamma nahm Francesco die Zwiebel aus der Hand. Rasch zog sie mit einem Messer die Schale ab und hackte sie in kleine Würfel.

»Aber sicher kann man mit Francesco reden. Außerdem freue ich mich, dass er wie unser geliebter Ordensgründer heißt«, sagte Padre Carmelo mit einem Lächeln. »Und von dem habt Ihr dort sogar ein Bild hängen. Der Herr hat mich in das richtige Haus geführt.«

Der heilige Franz war auf der alten Holztafel über dem Kamin kaum noch zu erkennen. Er blickte den Betrachter an, der Heiligenschein war verblasst. Die Hände hatte er vor die Brust gelegt, die rechte über die linke, in der Mitte des Handrückens war ein Fleck. Das Bild hatte schon Mamas Großeltern gehört, aber niemand wusste, woher sie es bekommen hatten.

»Der heilige Franz leitet mich«, sagte Mamma, ohne Padre Carmelo anzusehen, »wisst Ihr, nachdem der Herr meinen ersten Francesco und ein Mädchen viel zu früh wieder zu sich gerufen hat, habe ich ihn um Hilfe angefleht und geschworen, den nächsten Sohn wieder ihm zu weihen. Na, im Jahr darauf wurde der hier geboren.« Sie zeigte mit dem Messer auf ihn.

Francesco seufzte. Sein toter Bruder.

Padre Carmelo verzog ein wenig den Mund, Falten bildeten sich auf seiner Stirn. »Ja, die Wege des Herren. Wir Sterblichen verstehen sie nicht immer. Aber nach den Opfern kommt auch immer wieder das Heil.«

»So Gott will. Francesco wird seinem verstorbenen Bruder hoffentlich alle Ehre machen. Aber der Junge steht wohl unter einem guten Stern, das hat der Seher aus dem Dorf gesagt«, erzählte Mamma. »Der hat bei seiner Geburt prophezeit, Francesco wird mal von vielen Menschen verehrt. Und er hat noch gesagt, dass durch seine Hände viel, viel Geld gehen wird, aber er selbst wird nichts besitzen. Was ja wirklich ein Jammer ist, aber wer weiß, wozu das gut ist.«

Francesco holte die Käsereibe und ein Schüsselchen und rieb am Tisch den Pecorino. Mamma redete manchmal wirklich viel.

Padre Carmelo nickte bedächtig und trank einen weiteren Schluck.

»Der Seher hat noch gemeint, dass er viel leiden wird«, fuhr Mamma fort.

»Schrecklich, schrecklich, das alles. Ich weiß gar nicht, was das bedeuten soll. Aber irgendwie tröstet es mich. Denn dieser Junge ist so seltsam. So verschlossen. Ganz anders als mein erster Francesco. Padre, versteht Ihr, was ich sagen will?«

»Ja, meine Tochter, ich verstehe Euch«, sagte Padre Carmelo.

Francesco seufzte. Immer musste Mamma von der Prophezeiung anfangen. Viel lieber würde er dem Padre von seinem Wunder erzählen und ihn fragen, ob das wirklich ein Wunder gewesen war. Natürlich war es das. Nur Mamma sollte das alles nicht erfahren.

»Aber macht Euch keine Sorgen.« Padre Carmelo drehte das Weinglas in den Händen.

»Euer Sohn scheint mir ein aufgeweckter Junge zu sein. Ihr dürft diesem Seher nicht zu viel Glauben schenken, der Glaube gebührt Gott allein. Und er wird es richten. Im Guten wie im Schlechten. Er wird Francesco auf den rechten Weg führen.«

Francesco schob das Schüsselchen mit dem geriebenen Käse in die Mitte des Tisches. »Ich will Mönch werden«, sagte er. »Ein Mönch mit Bart. So wie Padre Carmelo.«  
»Franci, was fällt dir ein? Das hast du nicht zu bestimmen. So kannst du doch nicht über den Padre reden. Das ist ungehörig.«

Mamma wollte ihn am Ohr ziehen, doch Padre Carmelo hob die Hand. »Nicht, das ist doch ein wunderbarer Wunsch, und ich würde mich sehr freuen, wenn Francesco zu uns käme und das Gelübde ablegte. Weißt du, bei uns tragen alle Mönche einen Bart.«  
Er zwinkerte ihm zu.

»Ach, Padre Carmelo, das sagt Ihr jetzt so. Wenn das mal alles so einfach wäre. Aber seinem Vater wird das mit dem Kloster gar nicht gefallen. Er braucht jede Hand auf dem Feld und bei den Schafen. Francescos wird gebraucht, es gibt einfach zu viel zu tun. Und wenn er hier isst, muss er auch was dafür tun.« Mamma warf die Zwiebelwürfel in die Polenta und goss etwas Öl hinzu.

»Na, na, er soll ja nicht gleich morgen mit mir ins Kloster kommen«, sagte Padre Carmelo, während er sich noch einmal Wein einschenkte. »Und du hast natürlich recht, das ist ein Schritt, der sehr gut überlegt sein will. Man geht nicht einfach so aus einer Laune heraus ins Kloster, und wenn es einem nach einiger Zeit nicht mehr gefällt, kehrt man ins weltliche Leben zurück.« Er sah Francesco eindringlich an.

»Nein, Francesco, du musst dir ganz sicher sein, dass du unserem Herrn Jesu wirklich folgen und alles Weltliche für immer hinter dir lassen willst. Prüfe dein Herz genau, ob du zu diesem großen Schritt bereit bist.«

Francesco starrte auf seine Füße und nickte. Padre Carmelo meinte es bestimmt nur gut, aber seit dem Tag in San Donato brauchte er nicht mehr zu überlegen. »Ich bin bereit.«

»Francesco, übereile es nicht. Noch bist du zu jung für das Kloster«, sagte Padre Carmelo. »Mit fünfzehn kannst du bei uns eintreten. Aber für das Noviziat musst du lesen und schreiben können. Erinnerst du dich, was ich dir auf dem Weg erzählt habe?«

»Was habt Ihr ihm erzählt, Padre Carmelo? Ihr habt ihm doch nicht etwa Flausen in den Kopf gesetzt?« Mamma blickte erst zum Padre, dann zu Francesco und runzelte die Stirn.

Francesco rutschte tiefer unter den Tisch.

»Keine Sorge, Donna Giuseppa.« Padre Carmelo lächelte Mamma zu. »Francesco, wie alt bist du eigentlich?«

»Zehn.« Francesco schluckte. Noch fünf Jahre warten.

»Und du kannst nicht lesen? Eigentlich sollten Kinder mit sechs Jahren Lesen und Schreiben lernen. Du bist schon fast zu alt dafür. Gibt es im Dorf denn keine Schule?«

»Nein.« Mamma streute Salz in den Topf. »Hier hat noch nie ein Kind eine Schule besucht. Für die Arbeit auf dem Land muss man nicht lesen können und schreiben schon gar nicht. Ich kann's auch nicht und komme trotzdem durchs Leben.«

Fast zu alt. In Francescos Brust wurde es eng, er atmete schneller und fuhr mit dem Finger die Maserung des Tisches nach.

»Mamma, bitte.« Francesco entdeckte, dass sich eine Haarsträhne aus ihrem Kopftuch löste. Rasch steckte sie sie wieder fest und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Dann bete ich ganz viel zum heiligen Franz, und ihr kommt alle in den Himmel.«

»Franci, das ist Sünde.« Mamma sah zu Padre Carmelo, als erwartete sie eine Bestätigung.

»Keine Sorge, Donna Giuseppa, er meint es doch gut, und so etwas verzeiht der Herr sofort.« Padre Carmelo strich ihm über den Kopf. »Francesco, du hast noch fünf Jahre Zeit. Wir müssen einen Lehrer für dich finden. Donna Giuseppa, ich rede mit deinem

Mann. Es wäre eine Sünde, wenn wir diesem Wunsch, der doch aus tiefstem Herzen zu kommen scheint, nicht nachkommen.«

Mammas Gesicht färbte sich rosa. Heftig rührte sie im Maisbrei.

Der Druck in Francescos Brust löste sich, er konnte wieder durchatmen. Alles würde gut werden. Ein Kribbeln erfüllte seinen Bauch, und er fühlte sich leicht.

Padre Carmelo griff in die Tasche seiner Kutte und zog ein kleines Medaillon heraus. Er schob es Francesco zu. »Das möchte ich dir schenken, damit du dich immer an deinen Wunsch und an mich erinnerst. Du wirst sehen, wenn du fest davon überzeugt bist, dass du zu uns kommen willst, wird es geschehen. Ich sehe in ein paar Jahren nach dir und nehme dich mit ins Kloster, wenn du es dann noch möchtest. Das verspreche ich dir.«

Das Medaillon zeigte den heiligen Franz, wie er mit den Vögeln sprach. Vorsichtig nahm Francesco es in die Hand und strich mit dem Finger über die vorstehenden Figuren. Wie das Gemälde in San Donato. Franz predigte den Vögeln, die Hände ausgestreckt, mit den dunklen Flecken in der Mitte. Strahlen um seinen Kopf bildeten den Heiligenschein. Francesco drehte das Medaillon in den Händen. Die kleine Franziskus-Figur war die schönste Darstellung des Heiligen, die er je gesehen hatte. Viel schöner als das alte Bild über dem Kamin. Jeden Tag würde er den heiligen Franz nun ansehen, und Padre Carmelo würde er in seine Gebete einschließen.

»Franci, lass doch mal sehen«, sagte Mamma. Er schob ihr das Medaillon über den Tisch zu. Sie nahm es und drehte es ein paarmal herum. »Wie schön! Verlier das bloß nicht. Hast du dich schon bedankt? Das gehört sich so, und dann hilf mir, den Tisch zu decken.« Sie gab ihm das Medaillon zurück.

»Danke, Padre Carmelo.« Francesco ergriff die Hand des Mönches und küsste sie. Anschließend steckte er das Medaillon in die Hosentasche und holte die blau-gelben Keramiksteller aus dem Regal. Während er noch einen Krug mit Wein und eine Karaffe mit Wasser auf den Tisch stellte, Gläser, Gabeln und Löffel holte, kehrten Papa, Matteo und Chiara zurück.

Francesco hörte kaum zu, als Papà von dem mageren Verkauf berichtete und Mamma der Familie Padre Carmelo vorstellte. Francesco verteilte das Besteck. Schon spürte er die raue Mönchskutte auf der Haut, um das Kinn juckte es ihn, doch als er mit der Hand darüber strich, spürte er kein einziges Barthaar.

Beim Abendessen redeten nur die Erwachsenen. Francesco stocherte in der Polenta auf seinem Teller. Sein Bauch war wie zugeknotet. Er war noch nie in einem Kloster gewesen. Wenn dort nur Männer lebten, wer kochte für sie? Irgendjemand musste aber kochen, denn Mönche verhungerten nicht, davon hätte er sonst bestimmt schon mal gehört. Und der Padre sah auch nicht so aus, als ob er Hunger leiden müsste.

Francesco schielte zu ihm herüber.

»Der Kaplan unterrichtet?«, fragte Padre Carmelo.

»Der ist zu teuer«, erwiderte Papa, griff nach seinem Weinglas und trank in einem Zug aus.

Mamma hatte Pasqualina auf dem Schoß und fütterte sie. Matteo, Chiara und Flora blickten schweigend von Padre Carmelo zu Papà, von Padre Carmelo zu Mamma, dann zu Francesco. Er konnte immer noch nichts essen. Eine trockene Haut überzog bereits die Polenta auf seinem Teller.

»Es muss sein.« Padre Carmelos Stimme klang lauter. »Ihr könnt eure Kinder nicht ohne Schulbildung lassen. Es soll ihnen doch einmal besser gehen. Das wird ein Segen für alle sein. Ich rede mit dem Kaplan, gleich morgen. Das mit dem Geld lässt sich sicher regeln.«

Der Kaplan. Das war Signor Caccavo, fiel Francesco ein und legte die Gabel neben den Teller. An den hatte er überhaupt nicht gedacht. Der Kaplan unterrichtete. Es gab zwar keine Schule im Dorf, aber doch einen Lehrer.

In der Nacht wälzte Francesco sich in seinem Bett hin und her. Sein Herz pochte, in seinen Ohren rauschte es. Padre Carmelo wollte für ihn eintreten. *Du wirst lesen lernen*, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. *Und schreiben. Das ist der Weg. Padre Carmelo wird es richten. Du wirst Mönch. Mit Bart. Du folgst Franz von Assisi. Und Mamma freut sich.*

## KAPITEL 5

Adelia schob das Laken zur Seite. In ihrem Zimmer war es stickig, selbst das geöffnete Fenster hatte in dieser Nacht keine Abkühlung gebracht. Ihr Nachthemd war feucht vom Schweiß, und egal wie Adelia sich drehte, sie fand keine kühle Stelle im Bett. Sie legte sich auf die Seite, die Hände unter der rechten Wange. Auf ihrem Tischchen erhob sich ein Stapel neuer Romane aus Europa, den sie selbst im Dämmerlicht des frühen Morgens genau erkennen konnte. Die Bücher hatte sie gestern im Laden die Straße hinunter gekauft, weil sie in Vaters Bibliothek fehlten und ihre Hauslehrerinnen es nicht wagen würden, sie als Lektüre im Unterricht durchzunehmen. Auf den neuesten Roman von E. M. Foster über die Reise der verwitweten Lilia Herriton nach Italien freute sie sich besonders. Er würde ihr in den kommenden Wochen auf dem Land, in Hurstmont, die Langeweile vertreiben. Adelia gähnte. Irgendwie hatte sie nicht geschlafen, und scheinbar wirkte sich Schlafmangel auf die Sinne aus, denn es roch nach beißendem Qualm. Sie setzte sich auf. Das fahle Morgenlicht flackerte orangerot. Von der Fifth Avenue drang Geschrei. Adelia sprang aus dem Bett und lief barfuß zum Fenster. Saint Thomas auf der anderen Straßenseite brannte. Aus dem hinteren Teil der Kirche, dort, wo der Altarraum war, schlugen hohe Flammen.

»O mein Gott«, entfuhr es Adelia, dann musste sie husten. Sie schlug die Hände vor den Mund, konnte aber den Blick nicht abwenden. Auf dem Bürgersteig rannte die Hausmeisterin der Episkopalkirche hin und her.

»Es brennt! Die Kirche brennt!« Sie hielt jeden Passanten auf, der die Straße entlangkam. »Schnell! Hilfe! Zu Hilfe!«

In den Nachbarhäusern gingen die ersten Fenster und Türen auf. Die Bewohner schauten auf das weiße Kirchengebäude und fingen aufgeregt an zu reden. Die Hausmeisterin schrie immer noch, während ein Polizist angelaufen kam.

»Officer, so helfen Sie doch.« Sie schüttelte ihn am Arm. »Der Altar brennt.« Ihre Stimme war so laut und schrill, als stände Adelia genau neben der Frau. Der Gestank wurde immer beißender. Schwarze Rauchwolken quollen aus der Kirche. Adelia fröstelte, und wieder musste sie husten.

»Miss Adelia, um Gottes willen, machen Sie bloß das Fenster zu«, rief jemand hinter ihr. Adelia drehte sich langsam zum. Ethel stand in der Tür, ebenfalls im Nachthemd, ihre offenen Haare quollen unter der verrutschten weißen Haube hervor. »Dieser Gestank. Den bekommen Sie aus den Vorhängen nie mehr raus. Rasch.«

Sie eilte zum Fenster und zog es mit einem entschlossenen Ruck nach unten, die Scheibe im Rahmen schepperte.

Adelia zuckte zusammen.

»Ethel, die Kirche ... Hast du das gesehen? Sie brennt.« Tränen verschleierten ihren Blick, Ethel wirkte wie ein Unterwasserwesen. Adelia blinkerte ein paarmal, dann stand Ethel mit ihrem spitzen Dienstbotengesicht wieder deutlich vor ihr. »Sie brennt, und es wird immer schlimmer. Wo bleibt denn die Feuerwehr? Ethel, weißt du wo die Feuerwehr bleibt? Das muss man doch löschen, sonst ... o Gott!« Adelia schluchzte. Das Haus Gottes brannte, und alles, was darin war, verglühte zu Asche, die Bibel, das Kreuzifix, die Gemälde, die Gesangbücher, die Bänke. All die schönen Dinge. Diese heiligen Dinge. Das musste verhindert werden. Heiliges musste man schützen. Das

Kruzifix brannte. Adelia zitterte. Das waren doch nur Gegenstände, da brannten Gegenstände, die man ersetzen konnte. Sie atmete tief ein. Aber vielleicht waren noch Menschen in der Kirche und in höchster Gefahr. Sie stützte sich auf die Fensterbank und starrte auf die Kirche, ob sich da etwas bewegte. Kämen Menschen darin zu Schaden, würde Jesus ein zweites Mal sterben, an dem brennenden Kruzifix. Adelia schluchzte lauter.

»Miss Adelia, nur die Ruhe. Keine Sorge. Die Feuerwehr kommt bestimmt gleich.« Ethel legte ihr einen Arm um die Schulter und zog sie zum Bett.

»Nein, ich muss das sehen.« Adelia machte sich los und stellte sich wieder an das geschlossene Fenster. Auf der Straße blieben die ersten Schaulustigen stehen, Geschäftsleute in Anzügen und Hüten. Arbeiter hielten ihre Karren an und gafften von ihren Böcken auf die Kirche. Kinder mit Schulranzen rannten über die Kreuzung, Hausmädchen mit weißen Schürzen und Körben unter dem Arm tuschelten miteinander. Schon konnten die Fuhrwerke, beladen mit Holz, Fässern oder Obststeigen, nicht mehr passieren. Die ersten Automobile hupten, schoben sich langsam über die Kreuzung.

»Ziehen Sie sich wenigsten den Morgenrock über und Ihre Pantoffeln, sonst erkälten Sie sich noch.« Ethel kam mit dem seidenen Morgenmantel und legte ihn Adelia über die Schultern.

»Ach, es ist doch viel zu heiß«, wandte sie ein, schlüpfte aber dennoch in den Morgenmantel. Ihre Hände zitterten, während sie sich den Gürtel zuband. »Sind die anderen schon wach?« Sie starrte immer noch nach draußen. Automobile, Karren, Kutschen, große und kleine Fuhrwerke verstopften die Straße. Die Pferde tänzelten nervös und warfen die Köpfe hin und her. Kaum ein Wagen kam voran. Dichter Qualm lag über der Kreuzung.

Ethel stand neben ihr. »Ja. Der Krach hat das ganze Haus aufgeweckt. Auch die Dienerschaft, wir sind alle schon auf den Beinen. Die anderen bereiten gerade das Frühstück vor.«

»Wie kann man jetzt an Frühstück denken?« Adelia schüttelte den Kopf. Der Qualm kratzte im Hals. Wieder musste sie husten. Keinen Bissen würde sie herunterbringen. Das brennende Kruzifix drückte ihr die Schultern nieder, denn sie konnte es nicht aus dem Inferno retten und in Sicherheit bringen.

»Doch, Sie müssen was essen. Heute haben Sie so viel vor. Italienische Konversation mit Signora Rinaldi, Tennisstunde vor dem Lunch, nachmittags kommt die Schneiderin wegen der Anprobe Ihres Ballkleids. Außerdem müssen Sie sich endlich für ein paar Schuhe entscheiden. Sie können schließlich nicht barfuß tanzen.«

»Ach, Ethel, kann das nicht warten? Da drüben brennt Saint Thomas, und du denkst an Ballschuhe.« Sie zog ein Taschentuch aus dem Morgenrock und putzte sich die Nase.

»Und wie soll ich das Ihrer Frau Mutter erklären?«, entgegnete Ethel mit hochgezogenen Brauen. »Sie wissen genau, dass Madame Pyle keine Trödelei duldet. Ich vermute, selbst eine Tragödie wie diese wird sie nicht dazu bringen, ihre Termine zu verschieben.«

»Ich rede mit Mutter«, sagte Adelia. »Sie mag ja von mir aus ihre Termine wahrnehmen, aber ich kann heute nicht einfach so weitermachen, als wäre nichts passiert. Ich muss erst wissen, ob dort drüben jemand zu Schaden gekommen ist und wie ich helfen kann.« Sie lehnte die Stirn an die kühle Fensterscheibe.

Auf der anderen Straßenseite schlugen die Flammen immer höher. Eine Rauchsäule stand über der Kirche mit den gotischen Spitzbögen über den drei Eingangstüren. Da erklang in der Ferne endlich das Gebimmel des Feuerwehrwagens. Im Schrittempo bahnte sich der Wagen, der aus der Richtung vom Central Park kam, den Weg durch



Menschen, Automobile und Fuhrwerke. An der gegenüberliegenden Hausecke entdeckte Adelia wieder die Hausmeisterin auf den Treppenstufen zu der Villa, in der bis vor ein paar Wochen Kathy gewohnt hatte. Seit Adelia denken konnte, hatte sie mit Kathy gespielt, hatte mit ihr zusammen immer die Messe in der Covenant-Kirche, ihrer gemeinsamen Taufkirche in der 42. Straße, besucht. Und sonntags waren sie oft zusammen im Central Park spazieren gegangen. Doch nun war Kathys Familie in ein neues Haus in der Upper Eastside gezogen, und sie trafen sich kaum noch. Adelia seufzte. Das Haus, das sie in all den Jahren mit Kathy bis in den letzten Winkel erkundet hatte, sollte in den nächsten Tagen abgerissen werden. Wieder würde eines dieser übertrieben großen Gebäude in die Höhe wachsen und die Aussicht verbauen, so wie es weiter unten auf der Fifth Avenue gerade üblich war. Die Frau vor Kathys Haus hatte die Hände vor das Gesicht gepresst, ihr Oberkörper schüttelte sich. Sie weinte.

Endlich bezogen Feuerwehreute Position, rollten die Schläuche aus, hantierten an den Hydranten, Wasser ergoss sich über die Kirche. Wasser, immer mehr Wasser spritzten sie in die Flammen, es rann über den Bürgersteig, umspülte die Füße der Schaulustigen, umspülte die Hufe der Pferde und die Reifen der Automobile, vermischte sich mit dem Staub und dem Sand der Straße, bildete Pfützen und Schlamm. Die ersten Menschen gingen weiter, ein Polizist scheuchte die Schulkinder fort. Die Fuhrwerke rumpelten los, die Arbeiter zogen ihre Karren von der Kreuzung. Da löste Adelia sich vom Fenster und lief an Ethel vorbei aus ihrem Schlafzimmer, hinunter in den Salon.

»Adelia, warum bist du noch nicht angezogen?«, sagte Mutter statt einer Begrüßung, während sie ihre Damastserviette entrollte und sich auf den Schoß legte. »Und wo um alles in der Welt sind deine Pantoffeln? Du holst dir noch den Tod mit den nackten Füßen.«

Der Frühstückstisch war tatsächlich schon gedeckt, obwohl es erst halb sieben war. Normalerweise frühstückte die Familie nicht vor neun, doch alle saßen bereits am Tisch. Die Eltern wie gewöhnlich an den Enden der Tafel. John und Victor, rechts und links von Vater, lasen Zeitung. George und Chester saßen neben der Mutter, während Lizzy gerade in der Mitte Platz nahm.

»Wieso seid ihr alle schon angezogen?«, erwiderte Adelia. »Und wie könnt ihr nur ans Essen denken? Habt ihr nicht gesehen, was draußen los ist?«

»Klar«, sagte Victor und ließ die Zeitung sinken. »Die Kirche steht ja genau vor meinem Fenster. Also, schlafen konnte ich bei dem Radau nicht mehr – und da habe ich mich eben angezogen, wie das zivilisierte Menschen morgens nach dem Aufstehen eben tun.« Er vertiefte sich wieder in die Lektüre des Wall Street Journals.

»Wie kann man nur so arrogant sein«, entfuhr es Adelia. »Saint Thomas brennt, und der feine Herr hat nur die Börse im Kopf. Mitgefühl kennst du wohl nicht, was?« Sie stellte sich neben seinen Stuhl und legte die Hand auf seine Lehne. Seit Victor die meiste Zeit mit seinen Kommilitonen an der Columbia University zusammen war, hatte er sich zu einem ausgemachten Ekel entwickelt. Noch vor einiger Zeit hatten sie sich immer bestens verstanden.

»Mitgefühl? Mit was? Mit einem Steinhafen? Pah!«

»Das ist kein Steinhafen. Das ist eine Kirche. Ein Haus Gottes.« Adelia bekam fast keine Luft mehr. Das war nicht mehr der Victor, mit dem sie im Landhaus Verstecken gespielt und der sie immer so liebevoll geneckt hatte.

»Wir sind Presbyterianer«, sagte John. »Was geht uns da die Episkopalkirche an?«

»Das, mein Sohn«, erwiderte Vater, während er klirrend die Kaffeetasse abstellte, »zeugt wirklich von wenig Mitgefühl, dafür aber von jeder Menge Arroganz. Auch wenn wir einer anderen Kirche angehören, sind wir doch alle Christen. Da darf man

schon mal ein wenig Bedauern für dieses Unglück an den Tag legen. Zumal so ein Brand immer erhebliche Kosten verursacht, von den menschlichen Opfern einmal ganz abgesehen. Weiß man schon, ob Menschen zu Schaden gekommen sind, Hensley?»

Die Hände auf dem Rücken, den Blick auf das Portrait von Großvater Pyle am Ende des Salons gerichtet, stand Hensley neben der Anrichte. Er machte einen Schritt vor. »Nein, Sir, noch gibt es keine Berichte. Das Feuer ist noch nicht gelöscht, aber die Feuerwehr ist vor zwanzig Minuten eingetroffen. Wir müssen abwarten. Sobald ich mehr erfahre, lasse ich es Sie wissen, Sir.«

»Gut, Hensley. Noch einen Kaffee, bitte.« Nun griff auch Vater nach der Zeitung. Adelia lief an das hinterste der hohen Fenster im Salon. Die Feuerwehrmänner pumpten immer noch Wasser auf die Kirche. Weißer Qualm stieg auf. Wieder drang der Brandgeruch Adelia in die Nase. Selbst durch die geschlossenen Fenster kam er. Sie hustete.

»Mutter, ich wollte noch sagen, dass ich heute keinen Unterricht vertrage.« Sie drehte sich zur Frühstückstafel. »Und die Schneiderin soll an einem anderen Tag wiederkommen. Heute kann ich wirklich nicht. Der Gestank macht mir Kopfschmerzen.« Wenn es doch nur Kopfschmerzen wären. Der Druck auf den Schultern ließ nicht nach, das Kreuz schien sie zu Boden zu pressen, nur mit Mühe konnte sie sich aufrecht halten. Adelia lehnte sich an den Fensterrahmen.

»Kind, das kommt gar nicht infrage. Reiß dich zusammen. Nimm etwas Schmerzpulver, wenn du den Gestank nicht erträgst. Aber dein Lehrplan ist nun einmal straff gestrickt. Signora Rinaldi kommt extra aus Brooklyn herüber. Wir können sie jetzt nicht mehr abbestellen. Sie hat noch keinen Telefonapparat und ist so schnell nicht zu erreichen. Außerdem, wie sähe das denn aus? Nein! Eine Dame muss ihren Verpflichtungen nachkommen, was auch passiert.« Mutter griff nach einer zartgerösteten Toastscheibe und dem Buttermesser. Wenn sie von den Verpflichtungen einer Dame redete, war jeder weitere Einwand zwecklos.

»Ich hab keinen Hunger. Bitte entschuldigt mich«, sagte Adelia und kehrte in ihr Zimmer zurück. Ihre Füße waren eiskalt, trotz der Hitze des Morgens, die von draußen mit Macht hereindrang und die Räume weiter aufheizte.

Um zwanzig nach zehn stand Adelia, die schließlich ein blaues Leinenkleid und leichte Sandalen angezogen hatte, am Fenster der Bibliothek und beobachtete immer noch die Löscharbeiten. Zwei weitere Feuerwehrwagen waren dazugekommen. Die Männer mit den Helmen rannten und schrien durcheinander, immer neue Schläuche rollten sie auf. Alle Hydranten der Kreuzung waren angeschlossen. Die Männer löschten nicht mehr nur die Flammen, sondern schützten die Nebenhäuser mit dem Wasser, damit der Funkenflug nicht noch weitere Gebäude in Brand setzte. Mittlerweile brannte der gesamte Dachstuhl der Kirche. Das Knacken und Brechen der Balken drang bis in die Bibliothek.

Signora Rinaldi erschien in der Tür. »Contessina Adelia, mi scusi«, rief sie schnaufend. Sie nannte Adelia immer »Contessina«, obwohl die Familie keine Adelstitel trug, doch Adelia hörte diese Anrede gern. »Bitte entschuldigen Sie vielmals, aber es war kein Durchkommen. Mamma mia, che confusione. Was ist denn passiert?«

»Was passiert ist?« Adelia schnellte so abrupt herum, dass Signora Rinaldi zusammenzuckte. Sie zog den dunkelgrünen Vorhang am Fenster beiseite. »Das ist passiert. Das haben Sie doch bestimmt unten am Hauseingang gesehen. Saint Thomas brennt ...« Wieder stiegen ihr Tränen auf. Die Fassade der Kirche war mittlerweile schwarz. Die bunten Fenster waren zersprungen, aus der Rosette quoll der Qualm. Hektisch pumpten die Feuerwehrmänner und zogen an den Schläuchen. Aber die

Flammen schlugen weiter aus dem Kirchenschiff. Nur der Turm auf der linken Seite schien noch unversehrt zu sein.

»Sì, sì, ich habe es gesehen, aber ... ich dachte nicht, dass ... o Dio mio ... von hier sieht es ja aus wie ein Inferno. Aber ist das nicht gefährlich? Müssen wir nicht das Haus verlassen, falls die Flammen auch hierherkommen?« Signora Rinaldi stellte sich neben Adelia. Sie reichte ihr gerade bis zum Kinn, auf ihrem voller Busen über der geblühten Rüschenbluse blitzte ein kleines goldenes Kreuz an einer dünnen Kette. »Anscheinend nicht. Hensley hat sich bei dem Officer erkundigt, und der hat gesagt, es bestehe keine Gefahr. Zudem beharrt Mutter darauf, dass wir heute Unterricht machen. Obwohl, ich sage es Ihnen gleich, liebe Signora Rinaldi, ich bin heute wirklich nicht in der Stimmung für italienische Konversation. Es ist alles so schrecklich ...« Sie hustete. Das brennende Kruzifix drückte sie noch immer nieder.

»Mia povera Contessina, Sie haben ja so recht. Aber vielleicht sollten wir das Haus dennoch verlassen und einen Spaziergang im Central Park machen, damit Sie auf andere Gedanken kommen. Dabei könnten wir parlare in italiano. So haben Sie diese tragedia nicht ständig vor sich. Und nicht die ganze Zeit diesen fürchterlichen Gestank in der Nase. Der Contessa wird das sicherlich auch recht sein, vero?« Signora Rinaldi presste sich ein grell geblühtes Taschentuch vor Mund und Nase.

Adelia wandte sich vom Fenster ab. Hinausgehen, ja. Vielleicht würde es helfen, wenn sie in ihrer Kirche beten ging. Dort wurden alle Probleme immer so leicht, und sie spürte keine Last. »Das ist eine gute Idee, Signora. Aber ich möchte heute nicht in den Central Park. Wir sollten lieber in die Covenant-Kirche gehen und beten. Wenn wir sonst schon nicht helfen können, sollten wir immerhin um Beistand für die Kirche und die Leute dort unten bitten. Ich hole mir nur einen Überzieher und meinen Hut.« Sie ging zur Tür. Der Druck auf ihren Schultern ließ nach.

»Aber die Straße ist total verstopft. Wir werden mit dem Wagen nicht herauskommen.« Signora Rinaldis Wangen färbten sich rot.

»Na, dann laufen wir eben.« Die Bewegung würde ihr gut tun. Ihr Geist würde ruhig und die Gedanken wieder eine klare Richtung bekommen, so wie nach den Sportstunden im Central Park.

»Aber ... das sind ... o Dio mio ... fünfzehn Blocks mindestens, Contessina.« Signora Rinaldi traten kleine Schweißperlen auf die Stirn. »Das ist viel zu weit. Der Central Park ist nur sechs Blocks entfernt.« Sie tupfte sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Dann ziehe ich mir eben meine Tennisschuhe an«, erwiderte Adelia. »Mit denen kann ich meilenweit laufen.« Falls Signora Rinaldi noch länger klagen sollte, würde sie eben allein gehen. Für eine Anstandsdame war sie eigentlich schon viel zu alt, und heute hatte sie noch nichts Richtiges zustande gebracht. Sie musste endlich etwas tun. »Tennisschuhe?! In der Stadt?! No! So können Sie nicht aus dem Haus gehen! Das schickt sich nicht für eine Contessina.« Signora Rinaldi zwirbelte das Taschentuch, als wollte sie es erwürgen.

»Ach, unter dem langen Kleid sieht man die Schuhe doch eh nie. Warum müssen wir Frauen eigentlich so unbequeme hohe Schuhe tragen, wo sie doch niemand sieht? Und mit denen man kaum einen Schritt tun kann. Ist doch fürchterlich. Warten Sie bitte kurz, ich bin gleich zurück.« Sie verließ die Bibliothek und eilte die drei Stockwerke zu ihrem Zimmer hinauf.